

rend der wärmeren  
den meisten Haus-  
Innenscheinwerden  
d einige Winde für  
pbede sehr darunter,  
ort wird. Die durch  
sich bald, die Stepp-  
Wattefüllung dünn,  
esinden, so bedeutet  
as kann man beson-  
end des Winters als  
genommen werden.  
die aufbewahrt wer-  
Hölzstabes, so lang  
kolte Dose legt man  
lacht auf ein Sofa,  
i aneinander gestellt  
Aufbewahrung um-  
mit einem Staubüber-  
en und verwahrt sie  
aufbewahrten Stepp-  
geringsten, sondern  
unterem Ansehen. Auch  
bededen ist ganz zwed-  
ch verschiebt sich di-  
ed flach, auch kommt  
en der Steppdichte  
es Staubes geschieht  
usbursten mit einer  
hartem Kleiderbüste,  
deße über eine Leine  
ge hängt. Weist die  
oder Schnurkreisen  
sie in möglichst fri-  
Ableiben mit einem  
er befeuchteten Lein-  
nan anstatt der vral-  
geschlossene Beziehe  
wpdeden verwendet,  
nen, daß die Stepp-  
che Querhalten auf  
s Rutschen und Ver-  
beruhacht wird. Um  
ähne man in die vier  
nen und an die vier  
ein kurzes Band an  
man stets unter die  
n Hornknopf auf der  
reihen können oder  
M. En.  
gt schon sorgfältiger  
ann dem Wein, be-  
ie Fruchtbarkeit der  
oder schwer ist.



Bürgen, Elbenbürgen,  
ndern fand als schirmen.

ruft und heim-  
igt.

# Plauder-Stübchen

Wöchentliche Beilage zum  
Rheingauer Bürgerfreund.

Verlag von Adam Etienne, Oestrich-Eltville.

1916. \* Nr. 20.

## Die Liebe einer Frau.

Ein Künstlerroman von Paul Böhl. (Fortsetzung.)

7. (Nachdruck verboten.)

Gegen Abend des nächsten Tages kam Werner Schürz an. Er sah prächtig aus, war ganz sonnengebräunt und strahlte von junger Lebenstrafe und Freude.

ganz voll von Ideen wäre er. Doch als sie beide aus der Stadt heraus waren und die grüne, blühende Campagna vor sich hatten, da rief der Rom-Schwärmer in ehrlichem Entzücken: "Sappermann, ist das hier aber ein herrliches Stückchen Welt! So schön hätte ich es mir doch nicht vorgestellt!"

Bruno nickte freudig. Es kommt noch viel schöner, du sollst aus dem Staunen gar nicht herauskommen."

## Die Hände.

(Im Lazarett.)

Er reckte sich ganz leise, und er sah  
des hellen Krankenzimmers bleiche Wände.  
Vor seinen Augen nah, ganz nah  
bewegten sich zwei schöne weiße Hände.

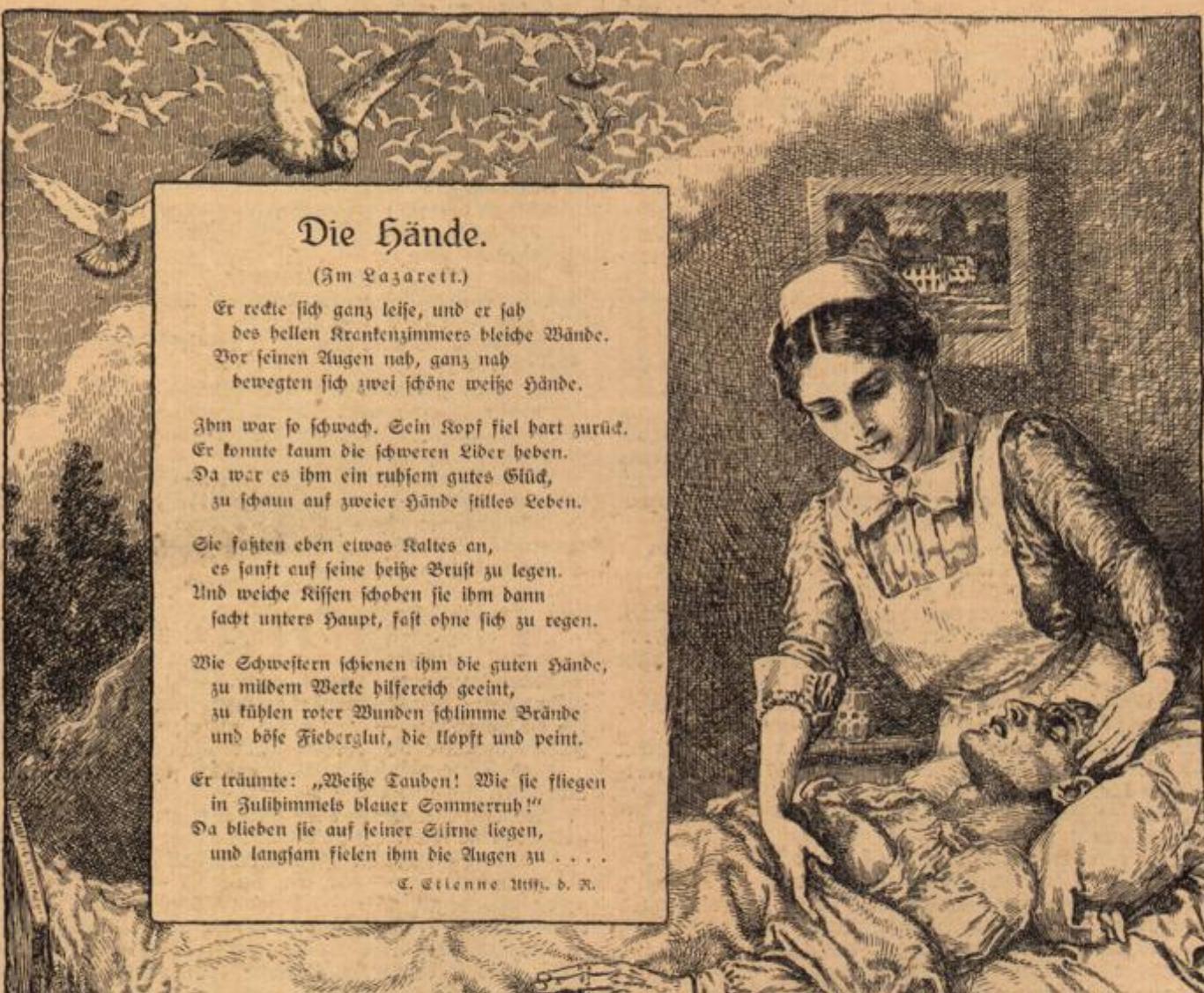
Ihm war so schwach. Sein Kopf fiel hart zurück.  
Er konnte kaum die schweren Lider heben.  
Da war es ihm ein ruhjem gutes Glück,  
zu schaun auf zweier Hände stills Leben.

Sie fühlten eben etwas Kaltes an,  
es sanft auf seine heiße Brust zu legen.  
Und weiche Kissen schoben sie ihm dann  
sacht unters Haupt, fast ohne sich zu regen.

Wie Schwestern schienen ihm die guten Hände,  
zu mildem Weile hilfreich geeint,  
zu fühlen roter Wunden schlimme Brände  
und böse Fieberglut, die klopft und peint.

Er träumte: "Weiße Tauben! Wie sie fliegen  
in Zulbimmels blauer Sommerruh!"  
Da blieben sie auf seiner Stirne liegen,  
und langsam fielen ihm die Augen zu . . .

C. Etienne. Uff. d. A.



Bruno umarmte ihn wie einen Bruder. Er war übergliedlich, den lieben Freund endlich wieder zu haben.

Natürlich begann Werner sogleich von Rom zu schwärmen, auch von seinen Arbeiten sprach er und von seinen neuen Plänen;

Als sie daheim waren in der casa bianca, sah der Freund das neue Bild. Wie gebannt stand er davor, stumm und andachtsvoll.

"Nun, was meinst du dazu?" fragte Bruno endlich mit verhaltener Freude.

Da schaft der andere aus seinem Sinnens auf und erwiderte begeistert: „Es ist das Grandioseste, was du bisher gemacht hast! Es ist in jeder Beziehung herrlich schön, und ich bin überzeugt, es wird gewaltiges Aufsehen erregen. Aber sag nur, wer ist die Dame?“

Ganz ruhig antwortete Bruno: „Die Tochter unsrer Wittin.“

„Was? Hier im Hause?“

„Ganz recht, hier im Hause.“

Schweigend und lange sah Werner auf das Bild.

Endlich fragte Bruno, scheinbar ganz ruhig: „Gefällt sie dir?“

Begeistert rief der Freund: „Ich habe ja im letzten halben Jahre viele schöne Mädchen gesehen, aber nie habe ich eine gefunden, die alles, was ein Weib begehrswert macht, so in sich vereinigt, wie es hier der Fall zu sein scheint!“

Stumm lächelnd stand der Ältere da.

Und der andere sprach eifrig weiter: „Das scheinst du noch gar nicht gemerkt zu haben, du eingefleischter Junggeselle!“

„O doch“, erwiderte er heiter.

Immer auf das Bild schauend, sprach Werner: „Noch nie habe ich ein Mädchen gesehen, das auf den ersten Blid so fesselnd, — diese edlen Züge und die geradezu königliche Haltung, dabei im Blick trotz der suchenden Sehnsucht diese ganz einzige Milde und Güte, die nur den großherzig edlen Menschen eigen ist — direkt entzückt bin ich!“

Da nickte Bruno schmunzelnd und sagte: „Wie ich dich kenne, habe ich alles das auch nur ganz so erwartet, mein Jungchen. Aber nun komm, segen wir uns hier mal ein paar Minuten auf den Balkon und reden wir nun von uns.“

Sie taten es, und dann berichtete Werner eingehend von seinem Aufenthalte in Rom und von seinen vollendeten Kopien, die zur vollen Zufriedenheit des Bestellers ausgefallen waren.

„So, das von mir. Und nun sag, wie es dir geht.“

„Gut geht es mir, das siehst du ja!“

„Also alles ausgeheilt?“

„Aber natürlich! Der leichte Spaltenfatzath war schon nach sechzödigem Aufenthalt geheilt.“

„Und du fühlst dich ganz wohl?“

„So wohl wie nie zuvor! Jetzt geht es mit neuen Kräften an die Arbeit. Nächsten Monat gedenke ich zurückzureisen. Bis dahin will ich hier noch fleißig Studien malen. Und dir dürfte das auch nichts schaden, mein Junge!“

„Herrlich!“ rief Werner. „Sofort bin ich dabei! Vom frühen Morgen bis in die Nacht hinein werden wir arbeiten!“

„Es gibt wundervolle Motive hier. Du wirst erstaunt sein. — So, nun komm hinunter, damit ich dir den Garten zeigen kann.“

Sie gingen hinunter. Unter den Zypressen standen sie Francesca. — Bruno stellte den Freund vor.

Nach der ersten Begrüßung sagte Werner, ohne seine Bewunderung zu verborgen: „Ich kenne Sie schon, Fräulein; ich habe oben das Bild gesehen!“

Und sie erwiderte mit liebenswürdigem Lächeln: „Auch Sie sind mir nicht mehr ganz unbekannt, Ihr Freund hat mir viel von Ihnen erzählt.“

Werner nickte ihr freundlich zu, aber er sagte nichts, unausgesezt blieb er sie an, und er dachte nur immer: wie schön, wie herrlich schön ist sie doch!

Dann zog ihn Bruno weiter: „Komm mit hinunter zum Giacomo, da gibt's den besten Testoldico.“

„Also immer noch der Weinsucher!“

Lachend gingen sie weiter.

Und Francesca sah ihnen lange und sinnend nach.

Unterwegs begann Werner von neuem zu schwärmen: „Bruno, ich verstehe dich nicht mehr! Bist du denn blind für Frauenteile?“

„Durchaus nicht, mein Lieber. Sonst hätte ich sie doch nicht gemalt.“

„Ach, das ist das Interesse des Künstlers! Aber als Mensch, als Mann empfindest du denn als solcher gar nichts?“

„O ja. Aber du scheinst ja über beide Ohren verliebt zu sein.“

„Wenn ich es noch nicht bin, dann werde ich es bestimmt werden. Deinen kannst du sicher sein!“

„Du, das lasst lieber bleiben!“

„Oh, weshalb?“

„Weil du es dann mit mir zu tun bekommst!“

Halb erschrocken und fragend sah Werner auf.

„Sie ist nämlich bereits meine Braut!“ Nun war es heraus. Länger konnte es Bruno nicht zurückhalten, er war kein Komödiant.

Einen Augenblick starre der jüngere den älteren Freund an; sprechen konnte er nichts.

„Ja, ja, mein Kleinkind, es ist so! Nächsten Monat heiraten wir!“

Endlich fragte der andere: „Warum hast du mir denn das so lange verschwiegen?“ Und seine Stimme erzitterte ganz leise.

„Weil ich dich übertaschen wollte, Junge!“

„Das ist dir allerdings gelungen.“

„Wehr, als ich erhoffte, denn du gratulierst mir ja nicht mal.“

Da nahm sich Werner zusammen, verdrängte seine Mißstimmung und seine Enttäuschung und reichte dem älteren Freunde, dem er so vielen Dank schuldet, und den er so innig lieb hatte, beide Hände hin, und mit treuerherzigem Blick und festem Händedruck wünschte er ihm Glück an der Wahl.

Damit war die leichte Spannung zwischen beiden gehoben, in ehrlicher, treuer Freundschaft fanden ihre Herzen sich wieder.

Und dann begann Bruno zu schwärmen. Mit begeisterten Worten schiberte er, wie er sie kennen und lieben gelernt, und wie sie beide so bald sich verstanden hatten. Auch den Zusammenschluß mit Mario berichtete er und von der langen, schweren Krankheit, in der sie ihm mit rührender Zärtlichkeit beigestanden hatte. Alles erzählte er jetzt. Werner wurde immer erstaunter.

„Und nichts von alledem hast du mir auch jemals in deinen Briefen nur angedeutet!“

„So etwas erzählt sich besser“, sagte Bruno heiter.

Als sie dann unten auf der Terrasse saßen und den feurigen Wein im Glas hatten, da tranken sie auf die neue, sonnige Zukunft.

Am Abend, als Bruno sein Zimmer betrat, fand er auf dem Tische einen kleinen Brief.

Francesca schrieb: „Liebster, tu mir den Gefallen, las uns keine Komödie spielen, sondern sage deinem Freunde, daß wir uns gehören. Glaub mir, es ist besser, ich fühle es. Tausend Küsse, Francesca.“ — Lächelnd steckte er den Brief ein.

Und gleich am nächsten Morgen beruhigte er sie, daß er ihren Wunsch schon vorgeahnt hatte.

Zum Dank führte sie ihn heiß und innig.

„Nun, wie gefällt dir Werner?“ fragte er fröhlich.

„Oh, er scheint ein lieber Mensch zu sein.“

„Ja, das ist er! Und auch ihr beide müßt gute Freunde werden, damit wir zu dreien in steter Eintracht leben können!“

Lächelnd und gutherzig versprach sie es ihm.

Dann kam auch Werner dazu.

Francesca begrüßte ihn freudlich und herzlich.

Doch er war heute ein wenig besangen. Das merkte er sofort, und er lämpfte auch dagegen an, aber es war umsonst, — es war, als läge ein leichter Druck auf seiner Seele, der ihm den freien Blick verschleierte.

Dann gingen die Freunde in die Berge, um zu malen.

„Was fehlt dir, mein Junge?“ fragte Bruno. „Du bist heute so seltsam still!“

Werner versuchte heiter zu sein, aber es wollte nicht gelingen.

„Mir fehlt gar nichts, vielleicht scheint es dir nur so, als wäre ich so still.“

„Nein, es scheint mir nicht nur so, sondern du bist wirklich verstimmt, denn in deinen Worten liegt unverkennbar Neizbarkeit. Also was fehlt dir? Sei ehrlich!“

Jetzt lachte Werner laut auf. „Du siehst Gespenster, mir fehlt wirklich nichts!“

Da schwieg Bruno. Er fühlte deutlich, daß der Freund diesmal nicht ganz offen war. Das tat ihm weh. Und er kann darüber nach, was wohl der Grund der Verstimmtung sein könnte. Aber er fand keinen.

Auch Werner schwieg. Und jetzt war er wirklich verstimmt, denn er ärgerte sich, daß er sich so schlecht beherrscht hatte.

Erst, als sie am Ziele waren, daß Bruno als eines der schönsten malerischen Motive herausgefunden hatte, war der Zauber des Schweigens gebrochen.

„Nun, was sagst du zu diesem Blid?“ rief Bruno entzückt und deutete auf die prangende Landschaft.

„Ja, es ist ein schönes Stückchen Welt, das sehe ich immer mehr ein“, erwiderte Werner in ehrlicher Begeisterung.

Dann begannen sie zu arbeiten. Währenddessen wurde auch gesprochen, alle möglichen Erinnerungen ausgeträumt, hier und da fiel ein Scherzwort — aber es half nichts; der alte, ungezwungene Freundschaftston von ehedem wollte nicht wieder anstimmen.

Das fühlte ein jeder. Und endlich schwiegen sie ganz und arbeiteten still und einsig weiter.

Auf dem Heimwege aber hielt Bruno es nicht länger mehr aus; er stellte den Freund einfach zur Rede: „Mein lieber Werner, so geht das nicht weiter. Jetzt bekannte mal Farbe. Du hast etwas gegen mich, ja, ja, — sag, was du willst — ich bleibe dabei, du hast etwas gegen mich — manchmal leuchtete es wie Hah aus deinen Augen — jarwohl, das habe ich ganz deutlich gesehen!“

Da wurde der Freund purpurrot — das geheimste Fach seiner Seele war soeben freigelegt, von dem Allerheiligsten war der Vorhang herabgerissen — etwas, das er selber noch nicht einmal zu denken wagte, das er überführt in den Tiefen schlummern lassen wollte, nun war es ans Tageslicht gezogen und ihm zum Bewußtsein gebracht. Nun schallte es mit anfliegenden Worten an sein Ohr: Hah! Hah! Hah!

„Sali,“ schrie die dumme Göttin.

„Na, wenn ich...“

„Die Wittis flie-

lamen, und Herr

zeng zahlte er die

Directors und ler-

retzte seine Unbe-

Darauf schwur

dem Erdboden gl-

zu binden und la-

und seine zwei J

zu bringen, — sch

Herr Diclinger

mayerischen verbr

Fagenstein, die si

gejammelt und

Stadtmuseum sch

sahen den hinter

Brot

und

Er ist golden E

lien von den

ben führt, und

dieser Ausdruck i

tasse, sondern der

deshalb, weil man

hundert in den

Brot austrug, d

oder Silberplättc

das Brot an sich

ten als etwas All

liches und Selbst

es durch losbare

cher Leute würde

Ohne verwöl

wir das Brot b

als heute und n

dem kommen vie

es dank der Fün

haben. Aber ge

wäre, wenn wir

Denken wir

aus Sprichwörte

Philosophische

die beachtenswer

Berteile so

Wenn wir un

Aushungerungs

auch die Städte

dem Trost der L

Das Kriegsbi

nichts. Das mu

schon früher so

„Wenn ich weißes

gute Zeiten hin

bringen, daß man

lichkeit entgegen

in seiner interess

erzählt: „Er mi

Tropidem so

haben, wie die

wird des weiße

weißes Brot, bi

wird deshalb au

Brot schuft vo

satt wie weißes.“

Recht zeitiger

lich die Wahrn

besser, ist jedoc

man heute dab

fahrung, daß „s

heißt es auch,

familie, die es

sondern „veröde

hies für ein fernig

den Bauern au

Doch nur einen Augenblick währte das, dann war die Röte und Verlegenheit verschwunden, er war Herr seiner Stimmung, und mit freiem, lächelndem Blick sah er den Freund an. Und als er nun zu sprechen begann, schlug er einen besonders herzlichen Ton an, schon deshalb, um sich selbst über den letzten Rest der Verstimmung hinwegzutäuschen.

„Du mir die Liebe, Bruno,“ bat er, „und lasst uns nicht mehr davon reden! Es ist ja möglich, daß ich ein wenig nervös oder erregt bin — vielleicht liegt mir noch die lange Reise in den Gliedern, vielleicht auch liegt es an dem Luftwechsel — sicher wird es morgen oder in den nächsten Tagen schon ganz überwunden sein. Also, nicht wahr, reden wir nun nicht mehr davon.“

Damit gab sich Bruno demn zuzufrieden.

Als sie daheim waren, ging Werner in sein Zimmer und blieb eine Weile allein. Nun ließ er seinen Zorn an sich selber aus und peinigte sich mit endlosen Vorwürfen, daß er solchen unlauteren Regungen nachgegeben hatte. Und immer kam die Frage: War es denn auch wirklich Hass, was da so tief im verborgenen schlummerte? Er konnte nicht anders, er mußte sich diese Frage bejahen, es war Hass, der in seiner Seele gechlummt hatte.

Aber wie, wie nur kam er dazu? Wie konnte er diesen Menschen, dem er doch so unendlich viel verdankte, auch nur einen Augenblick lang hassen? Wie war das denn nur möglich?

Er kann und kann. Und da, mit einem Male, blichartig, ja, kam ihm die Erleuchtung ... er war eifrigstig auf ihn! Ja, so war es! Das schöne Mädchen hatte es ihm angetan, vom ersten Augenblick an, da er sein Bild gesehen hatte, hatte dasselbe es ihm angetan — sofort war er in Begeisterung für es erglüht, und er hatte gehofft, die Schöne für sich zu gewinnen. Und da war der Freund ihm zuvorgekommen, hatte sie ihm schon lange vorher genommen und nun ihm noch dazu eine Komödie vorgespielt — deshalb, ja, deshalb war der Hass in seiner Seele ausgefeimt.

So war es. Nun war er sich über alles klar. Beschämter, zerrüttet sah er da. So klein, so erbarmlich klein hatte er handeln können? Diesem Manne gegenüber, der ihm mit offenen Armen entgegengekommen war, hatte er solche kleinlich erbärmliche Neigung auftreten lassen? War das Freundschaft? — Pfui! Wie schlecht hatte er gehandelt! Schamrot wurde er vor seiner Erbärmlichkeit. Aber jetzt, nun er klar in seine Seele hineingeleuchtet hatte, nun er den Abgrund sah, an dem er wandelte, nun war er auch gerettet. Jetzt konnte und mußte er beweisen, daß er größer war als die Versuchung, daß er ihr widerstehen konnte.

Als er zu Bruno hineinging, war er ein anderer. Fort war die Verstimmung und die Zurückhaltung, und mit der alten, treuen Herzlichkeit kam er nun dem Freunde wieder entgegen, um ihn vergessen zu machen, daß er auch nur einen Tag lang mit verschlossener Seele neben ihm hergegangen war.

Sofort bemerkte Bruno den Umstieg der Stimmung; er freute sich dessen ehrlich, und er war tattvoll genug, das Vorhergegangene mit keiner Silbe mehr zu erwähnen. Die alte Freundschaft, wie sie ehedem geherrscht hatte, war wieder erstanden.

Nur wenn sie von dem schönen Mädchen sprachen, und wenn Bruno nie genug von den herrlichen Eigenschaften seiner Braut erzählen konnte, nur dann erbebte es tief in Werners Brust, und immer noch glommte dann ein Funke jenes gefährlichen Feuers tief im verborgenen — aber dann raffte Werner alle Manneskraft zusammen und erdrückte diesen Funken.

So siegte er über sich selbst. Abends fassen sie zu dreien im Garten und jahnen hinunter in den Frühlingszauber der Campagna. Dann holte Francesca die Laute und sang ein Lied. Und eine friedlich-glückliche Stimmung zog dann heraus.

Arm in Arm saßen die Liebesleute da, glücklich und zufrieden, denn ihrer harrte nun ja eine wundergleiche Zukunft, der sie beide mit hoffender Seele entgegensahen — und nur Werner, obgleich er still und scheinbar zufrieden dastand, erbebte dann manchmal leise, denn in seiner Brust war es jetzt weh und wund, und in seiner Seele flang es wie ein leises, schmerzliches Weinen.

Und als er spät abends sein Lager aussuchte, da biß er sich in wilder Wit fest in das Kissen hinein, um nicht laut aufzuschluchzen.

Die nächsten Tage waren hell und voll lachend strahlendem Sonnenschein; fleißig saßen die Freunde und malten und füllten ihre Studienmappen.

Bruno war in prächtiger Stimmung. Offenherzig sprach er von seinen neuen Plänen, — wie er nun in Berlin ein Haus zu machen gedenke, um seine schöne Frau in die Gesellschaft einzuführen, wie er alle Geistesgrößen zu sich heranziehen wollte, um so einen kleinen Kreis auslesejener Menschen um sich zu schaffen.

Still hörte Werner zu.

Und dann begann Bruno von neuem: „Und du, mein Junge, du mußt dich nun mit meiner Checca recht gut bestreunden, denn es ist beider will ich immer um mich haben, — treue Freundschaft und treue Liebe, — ohne die will ich nun nicht mehr sein!“

Mit treuerzigem Lächeln versprach es Werner, — aber in seiner Seele erlangt wieder dies leise, wehe Weinen.

An einem Vormittag hatte Bruno in Arco zu tun, um die Vorbereitungen für die Eheschließung zu erledigen.

Ehe er fortging, sagte er zu Werner: „Ich habe soeben Francesca gebeten, daß sie dir ein Stückchen vom Gardasee zeigt; also geht zusammen nach Riva, und sieh du dir die Ponalestraße und den Ponalefall an. Es lohnt sich, mein Junge! Nachmittag komme ich dann nach, und wir treffen uns unten am Hafen.“

Werner sagte zu, aber heimlich erbebte er. Und gleich nachdem Bruno fort war, ging er hinunter in den Garten.

Francesca wartete schon. „Nun, haben Sie Lust zu der Partie?“ fragte sie mit fröhlich offenherzigem Gesicht.

„Aber natürlich!“ rief er ebenso fröhlich. „So etwas werde ich mir doch nicht entgehen lassen!“ Und so wanderten sie davon.

Wie umgewandelt war er. Alle Traurigkeit der Seele war wie weggeweht. Zum Zauchen fröhlich wurde ihm ums Herz.

Langsam gingen sie dahin durch den sonnigen Frühlingstag.

„Nun, ist es nicht schön bei uns?“ fragte sie heiter.

„Herrlich ist es!“ — Begeistert nickte er ihr zu.

„Freilich, an Kunst und moderner Luxuspracht gibt unser Ort nichts, aber wer ein wahrer Freund der Natur ist, der kommt schon auf seine Kosten.“

Fröhlich erwiderte er: „Das will ich meinen! Und gerade das einfach Ländliche ist es, was der Gegend hier den Reiz gibt. Die Provinz, die ohne internationales Kulturleben nicht bestehen können, die sollen auch gar nicht hierher kommen — stimmt das nicht?“

Heiter, mit offenherzig reinem Blick sah sie ihn an und stimmte ihm bei.

Werner fühlte, daß er unter diesem Blick errötete, doch er nahm sich zusammen und zwang die Erregung zurück.

Plötzlich huschte ein Falter, ein buntes Pfauenauge, dicht an seinem Gesicht vorbei.

Im ersten Erschrecken schlug er nach dem übermüdeten Gesellen.

Da bat sie schnell: „Ah bitte, tun Sie ihm nichts!“

„Oh, gewiß nicht! Übrigens bekomme ich ihn ja auch gar nicht mal!“ rief er lachend.

„Und zum Dank dafür sollen Sie auch belohnt werden.“ Schnell bludete sie sich und pfündete ein paar Beilchen, die am Wiesenrand standen.

Er war beglückt wie ein Knabe, dem man den größten Wunsch erfüllt hat. Danibor schüttelte er ihr die Hand.

Sie nickte ihm fröhlich zu.

Und wie zwei glückliche Kinder, denen die erste Frühlingssonne das Herz erwärmt, wanderten sie fröhlich weiter.

Auf den Feldern waren die Bauern beim Wein, beschnitten die Rebzweige und banden sie fest. Lustig gingen die Gräfe hinüber und herüber. Und jubelnd schwangen sich die Perchen empor in den blauen Äther. Herrlich, herrlich war der Tag.

Das Herz wurde einem froh und weit, und alle Kummerisse schwanden dahin unter diesem strahlend blauen Himmel.

Sie plauderten und lachten und scherzten, zwei Menschen mit fröhlichen Kinderherzen, zwei Freunde gewordene glückliche Menschen, die im Augenblick nichts wollten, als sich ihres Daseins freuen. So kamen sie, ehe sie es ahnten, in Riva an.

Erst das lärmende Rufen der Mora-Spieler, das aus einer Schente herauschallte, erinnerte sie daran, wo sie waren.

Als sie durch die schmalen Gassen nach dem Hafen hinunterstiegen, sagte er: „Mein Gott, ist das eine interessante alte Stadt, riesig pittoresk — das reine Mittelalter noch — als ob die Jahrhunderte mit ihrer alten nivellierenden Kultur hier einfach vorbeigegangen wären!“

Lächelnd stimmte sie ihm bei.

(Fortsetzung folgt.)

## Der Herr von Nummer 36.

Eine Großstadgeschichte von Paul Ulrich. (Nachdruck verb.)  
Es war acht Uhr früh. — Noch schlummerten die Vogelgäste des Familienhotels „Werner Hof“, aber unten im Parterre regten sich schon lange die rührigen Hände der Angestellten des Hauses, alle Vorbereitungen zum Er scheinen der Gäste zu treffen.

Besonders Friedrich, der stromme Hausmeister, war in reger Tätigkeit: ein Haufen Stiefel und ein Berg von Kleidern lag vor ihm, die der Reinigung hatten. Aber dennoch hielt er manchmal mitten im Putzen inne, sah mit verschlaufen Augen hinunter auf den Fluß, der unmittelbar am Haus seine trüben Fluten träge weiter trieb, und wenn dann der kalte Nebel dicht aufstieg und die winzig vorhangenden Sonnenstrahlen verdüsterte, dann wurden auch des guten Friedrichs Augen trüb, und in stiller Wit murmelte er: „Gundewetter, verdammtes!“

Plötzlich schlug die elektrische Glöde an.

Grimmig sah Friedrich nach der angeschlagenen Nummer. „Na,

der hat's wohl furchtbar eilig!" brummte er vor sich hin und tappte langsam die zwei Treppen hinauf nach Nummer 36.

Auf sein Klopfen erschien der Zimmergärt im Schlafrock und fragte univichtig und mit sehr energischem Nachdruck, wo denn eigentlich seine Sachen bleibent.

Friedrich sauste ihn zuerst ein wenig verblüfft an, dann sah er nach, schüttelte den bilden Schädel und erwiderte: "Einen Augenblick, bitte!" worauf er verschwand.

Langsam stieg er die Treppe wieder hinunter. Noch immer sah und sah er. Aber alles war umsonst. Er konnte sich absolut auf nichts besinnen, wenigstens nicht genau. Und unten angekommen, suchte er nun die Verge der Stiefel und Kleider durch; doch keine Nummer 36 fand sich vor. Voll Zorn warf er alles durcheinander, suchte und suchte wieder, aber nur mit demselben Erfolg. Nichts von Nummer 36 war zu sehen.

"Was will denn nur der Dussel eigentlich? Er hat doch jar seene Kluft rausgehängt!" schimpfte er schließlich. Dann setzte er sich nieder, stützte den Kopf in die Hand und versuchte, sich auf die Ereignisse des vorigen Abends zu besinnen. Aber soviel er auch sah und grübelte, ganz klar waren ihm die Gedächtnisse nicht mehr. Das zwar war ihm allerdings noch erinnerlich, daß der Herr von Nummer 36 erst gegen zehn Uhr angelommen war; ja, er befann sich sogar noch darauf, daß er einen langen Über-

rod und große russische Gummischuhe angehabt hatte; von dem weiteren Verlauf der Dinge wußte er absolut nichts mehr; er hatte ein wenig gespielt, war müde gewesen und hatte dann rein mechanisch alle Sachen von den Türen zusammengeführt und genau nummeriert.

Aber schon wieder schlug die elektrische Glöde auf Nr. 36 an.

Und zum zweiten Male tappte Friedrich hinauf.

"Zum Donnerwetter, wo bleiben denn meine Sachen? Ich muß doch zur Bahn!" schalt der Fremde.

Der Haussiede zuckte etwas verlegen die Schultern und antwortete:

"Der Herr wird sich wohl irren: es sind keine Sachen da von Nummer 36."

"Sie sind wohl verrückt geworden!" rief nun der Fremde.

"O, ich denke doch nicht!"

"Ich verbitten mir das! Schaffen Sie mir sofort meine Sachen"

"Aber der Herr werden wohl verzeihen, — es sind in der Tat keine Sachen da von 36."

"Ja, zum Ausdruck, wo sind sie denn geblieben? Ich habe sie doch gestern abend hinausgegeben!"

"Was war es denn?"

"Rock, Hose und Weste und ein Paar saft neue Schnürtiesel."

Friedrich aber zuckte wieder die Schultern und sagte von neuem: "Ich kann nur wiederholen, es ist nichts da von 36."

Jetzt aber wurde der Fremde grob: "Dann haben Sie es eben verwechselt!"

"O bitte, das ist ganz ausgeschlossen! Fünf Jahre bin ich bereits im Hause, aber noch nie ist etwas von mir verwechselt worden!"

"Also gut. Wo sind die Sachen?"

"Unten im Parterre."

"So werde ich gleich mit hinunter kommen."

Der Fremde zog die Galoschen an, hing den langen Mantel um und stieg mit dem Haussiede die Treppe hinunter.

Unten wurde ein Anzug nach dem anderen in genauen Augenblick genommen, aber der richtige war nicht darunter.

Mit einer Siegermiene stand Friedrich lächelnd da.

Der Fremde aber sagte kurz und bündig: "So sind meine Sachen eben einfach gestohlen. Rufen Sie mir sofort den Wirt und lassen Sie unverzüglich die Polizei holen."

Damit stieg er wieder hinauf in sein Zimmer.

Jetzt belam es der gute Friedrich doch ein wenig mit der Angst, denn er sah, daß der Herr nicht mit sich spazieren ließ. Er lief schnell zum Wirt, wußte ihn und berichtete umständlich, was sich ereignet hatte.

Der Wirt,

dem natürlich

an dem guten

Ruf seines

Hauses gelegen

war, kleide sich sofort

an und begab

sich hinauf

nach Nummer

36. Die selbe

Szene wiederholte sich.

Empört rief

der Fremde:

"Ich bitte dringend, sofort die Polizei holen zu lassen!"

Aber, mein Herr, Sie sind meinem hochanständigen Hause", ver

sicherte der

Wirt.

"Ja, zum Donnerwetter, wo sind denn aber meine Sachen geblieben?"

Oder meinen

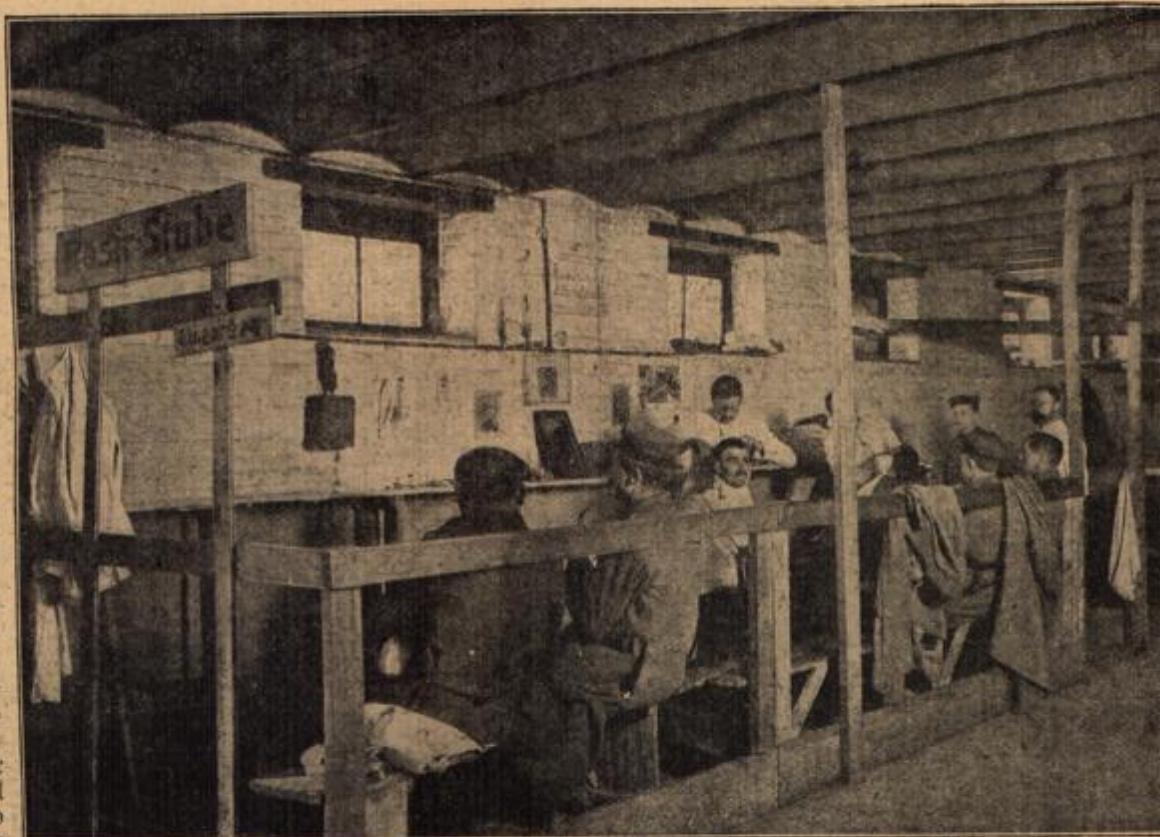
Sie vielleicht gar, ich sei ein Betrüger?" Hier, bitte, durchsuchen

Sie gefälligst meine Reisetasche!"

Fleidend bat der Wirt: "Aber erregen Sie sich doch nicht so,



Überleutnant von Brandis (links),  
der erste Erstatter Donaumont. (Mit Zug.)



Eine Nassierstube in Rosselaere in Flandern.

mein Herr! Sie  
Anzug wird sich  
finden? W  
alle Sachen dur  
einen Dieb im H  
olen. Meine

Ein Mehrgesell  
nen Halbmon

Ich werde Sie  
wörtlich machen

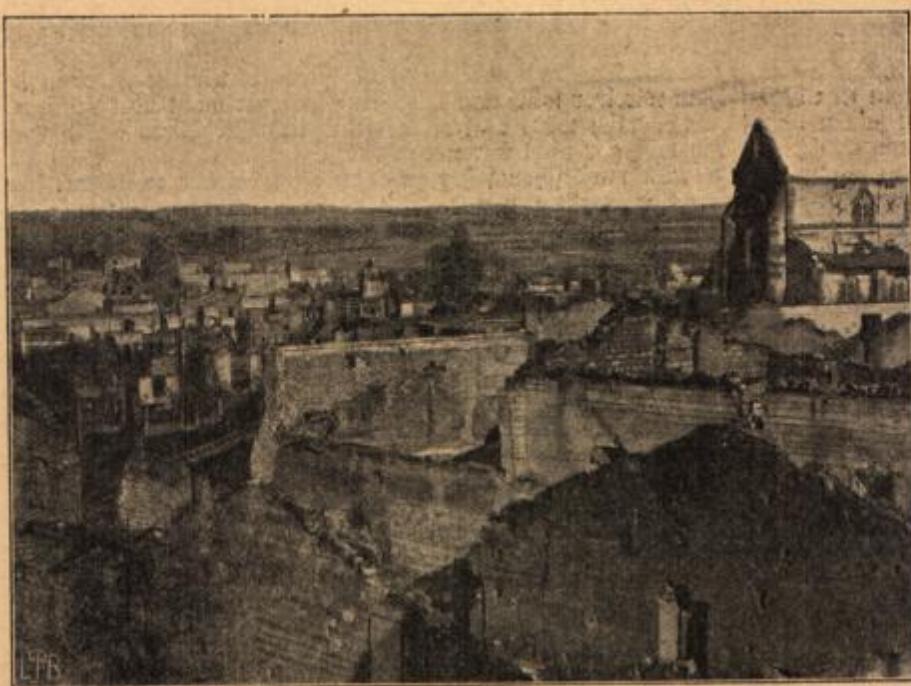
Der Wirt, S  
der Stirn, bat  
lichst: "Bitte,  
Sie ein paar A  
ich werde sofor

Schnell hatte der fürsorgliche Hausherr sich entschlossen, lieber den Schaden zu tragen, als durch einen Polizeistandart sein gutes Haus in Betruf kommen zu lassen.

Vereits zehn Minuten später klopfte an die Tür von Nummer 36 der Zuschneider eines benachbarten Herrenkleidergeschäftes, nahm dem

LITERATUR.

EINE GESCHÄFTSSTADT IN DER KRIEGSSCHAU.



Ausicht von Somme-Phy in der Champagne.

mein Herr! Sie stören mir ja alle meine anderen Gäste! Ihr Anzug wird sich ja finden."

"Finden? Wo soll er sich denn finden? Ich habe ja bereits alle Sachen durchgesehen, die unten sind! — Sie haben eben einen Dieb im Hause. Also lassen Sie gefälligst sofort die Polizei holen. Meine Zeit ist nämlich sehr knapp."

"Aber, mein Herr, solange ich das Haus habe, ist so was noch niemals vorgekommen!"

"Nun gut. Wo ist Ihr Telefon? So werde ich selber die Polizei rufen."

"Mein Herr, ich bitte, haben Sie doch ein wenig Geduld. Sie vernichten ja den guten Ruf meines Hauses. Ihr Anzug muß sich ja doch wiederfinden!"

"Sehr gut! Soll ich hier vielleicht bis zum Abend in Unterholzen herumlaufen? — Um halb zehn geht mein Zug.

Fremden Maß, und nach wiederum zehn Minuten lagern jedoch fertige Anzüge dem fremden Herrn zur Wahl vor. Desgleichen wurden aus einem Schuhgeschäft verschiedene Stiefel zur Auswahl geschickt. — Nach kaum einer halben Stunde war der Herr von Nummer 36 neu ausgestattet. Er schalt zwar noch recht tüchtig, daß er einen sehr schlechten Tausch mache, denn sein Anzug wäre viel gediegener gewesen, auch die Stiefel seien lange nicht so gut, als die seinigen gewesen waren. Da indessen der Wirt immerfort bat und ihn beschwore, daß er keinen Skandal machen möge, und da er ihm endlich



ZU FÜLLER ANDACHT.

Aufnahme aus dem Felde von einem Feldgrauen.

verschiedene Stiefel zur Auswahl geschickt. — Nach kaum einer halben Stunde war der Herr von Nummer 36 neu ausgestattet. Er schalt zwar noch recht tüchtig, daß er einen sehr schlechten Tausch mache, denn sein Anzug wäre viel gediegener gewesen, auch die Stiefel seien lange nicht so gut, als die seinigen gewesen waren. Da indessen der Wirt immerfort bat und ihn beschwore, daß er keinen Skandal machen möge, und da er ihm endlich



Ein Mezzergeselle, Ritter des Eisernen Halbmondes. (Mit Text.)

Ich werde Sie für alles verantwortlich machen!"

Der Wirt, Angstschweiß auf der Stirn, bat noch einmal höflich: "Bitte, mein Herr, haben Sie ein paar Minuten Geduld, ich werde sofort Rat schaffen."



Militärische Jugenderziehung in Österreich: Wiener Pfadfindergruppe bei einer Geländeübung.  
Kilophot, Wien.

aufwiegeln auch sehr mühslich gewesen, wenn seine heror-  
togenen Sichtfehler und seine alten unrichtigen Gedanken  
seinem Kind erhalten geblieben wären. Nun er aber

auch noch das Zahlen der Hotelrechnung erließ, so gab sich der Fremde schließlich zufrieden und ging eilig zum Bahnhof.

Erst als er hinaus war, atmete der Wirt wieder auf. Die Sache hatte zwar zirka hundert Mark gekostet. Aber immerhin war dies noch leichter zu tragen als ein Skandal, der ihn um seinen Ruf brachte. — Einigermaßen beruhigt setzte er sich zum Frühstück nieder, um sich nach der ausgestandenen Aufregung zu stärken.

Doch kaum saß er, so kam eine neue Überraschung für ihn.

Es erschien ein Schiffer, dessen Kahn auf dem Fluß an der Rückseite des Hotels seit gestern abend festgemacht war. Der Mann brachte ein ziemlich umfangreiches Paket und berichtete dazu, daß es nach Mitternacht, als alles schon schlief, aus einem Fenster des Hotels ins Wasser geworfen worden sei. Er sei noch wach gewesen, hätte zum Kabinenfenster hinausgesehen, da sei das Paket an seinem Kopf vorbei ins Wasser geslossen. Zuerst habe er an ein Verbrechen gedacht. Da aber alles still blieb, sei auch er ruhiger geworden. Er habe dann mit dem langen Haken nach dem Paket gefischt, bis er es denn endlich, nach vieler Mühe, gefunden hatte.

Der Wirt war außerordentlich erstaunt und ließ das Paket öffnen. Und zu seiner großen Verwunderung kam ein abgetragener, gesäubelter und mehr als schäbiger Anzug und ein Paar total zertrümmerte Stiefel zum Vorschein. Dabei war ein mit Bleistift geschriebener Zettel, auf dem man nach einiger Mühe noch die Worte entziffern konnte: „Da der Winter kommt, muß man sich neu einsleiden! Ich danke Ihnen für Ihre Mühe. Der Herr von Nummer 36.“

### Blinder Eifer schadet nur.

humoristische Skizze von Hans Baier. (Nachdruck verb.)

**E**if aufatmend vor Lust und Freude, morgen den längst versehnten vierwochigen Urlaub antreten zu können, war der Gerichtsöffizial Tobias Krautmayer durch das Tor des Amtsgebäudes auf die Straße getreten. Unwillkürlich warf er noch einen Blick auf die lange Fensterfront des grau getünchten einstörmigen Gebäudes, wie um denselben ein summnes „Gehab dich wohl“ zu sagen, rückte dann seinen Hut unternehmend in den Naden, umspannte kräftiger den Griff seines Stodes, schüttelte sich einen Augenblick, als ob er die Last der winterlichen Kronarbeit von sich würde, und stürzte dann vorwärts. — Welch himmlische Aussicht! Morgen um dieselbe Zeit war er schon längst in seinem geliebten Fazenstein, einem stillen Dörtschen, das, weitab vom Lärm und Getriebe der Großstadt, in einem unumstößlichen Tale, umhüllt von herrlichen Laub- und Nadelwäldern, sich sein bescheidenes Plätzchen gewählt, und wo Herr Krautmayer nun schon seit acht Jahren mit seiner Familie, die aus Frau und zwei halbwüchsigen Jungen bestand, regelmäßig seinen lang bemessenen Sommerurlaub verbrachte.

Für gewöhnlich, nur bei sehr schlechtem Wetter nicht, legte Herr Kr. utmayer, um nach dem sieben Stunden langen Sitzen am Schreibtisch die erschlaften Glieder wieder aufzustreichen, den Heimweg zu Fuß zurück, — er wohnte weit draußen in einem billigen Vorort im vierten Stockwerk einer rechten Binstafelne (ohne Aufzug) — aber heute legte er trotz prächtigen Wetters zwanzig Heller Nadelwährtung auf den Tisch der Aktionäre der Trambahn, um früher nach Hause zu kommen.

„Anna! Eine unerhörte Neuigkeit“, sagte er mit einem fröhlichen Lächeln auf den Lippen, als er ins Zimmer trat, wo seine Frau, müde wie es schien, auf dem bereits gepackten Reisekoffer saß. „Denke dir, unser guter Herr Direktor, der immer in den südlichen Guggenhausen seinen Urlaub zugebracht hat, geht heuer auch nach Fazenstein!“

„Was du sagst! Ist das wirklich wahr?“

„Es ist ganz sicher. Ich hatte ihm, wie ich mich bei ihm der Vorschrift gemäß zum Urlaubsantritt abmeldete, erzählt, wie hoffentlich dort zu leben sei, daß man fast geschenkt wohne, und daß überdies nicht bald wo so viele Erd-, Schwarz- und Himbeeren zu finden wären, wie in den Wäldern um Fazenstein!“

„Bon den Himbeeren hättest du den Mund nicht so voll zu nehmen gebraucht, die sind uns selbst immer zu wenig geworden! Nun, und weiter?“

Darauf dachte er eine Weile nach, wie er denn überhaupt ein scharfer Denker ist, zündete sich dabei eine frische Zigarette an und sagte nach einigen Zügen: „Gut! Ich will's heuer dort einmal risstieren. Sehen Sie uns nach einer hübschen Wohnung um, Zimmer und Küche, — und womöglich kein Hahn im Hause. Diese Luderchen werden einen schon in aller Herrgottsfrühe auf! Mit den Worten: Glückliche Reise und schreiben Sie recht bald, entließ er mich dann.“

„I du meine Güte! Da werden wir ja täglich mit den Direktoren beisammen sein. Paß auf, lieber Ottokar, du wirst im Herbst Oberöffizial!“

„Schön wäre es, und auch Zeit. Nach zwanzig Jahren! Aber

da ist noch der Diclinger vor mir“, meinte tief aufseufzend der liebe Ottokar.

„Ich was,“ erwiderte resolut Frau Krautmayer, „wenn der Herr Direktor will, kannst du den Diclinger leicht überbringen!“

„Möglich wäre es freilich! Und das Gesicht vom Diclinger! Ich will gar nicht daran denken!“

„Du wirst schon sehen, wie ich mich bei der gnädigen Frau Direktor ansehen werde. Ich versteh' das schon. Den Oberöffizial kam dir kein Herrgott wegnnehmen!“

Bereits am nächsten Tage häusste die Krautmayerische Familie seelenvergnügt beim Hinterbauern in Fazenstein.

Herr Krautmayer, dienstefrig wie immer, hatte sich alsbald nach der Ankunft auf die Suche nach einer Wohnung für den Herrn Direktor begeben und fand nach längerem Hin- und Herfragen eine solche, noblene ohne Hahn, bei der Bäckermeisterwitwe Schieber. Dieselbe war nach dem Tode ihres Mannes aus der Hauptstadt nach Fazenstein, ihrer Geburtsstätte, übersiedelt und hatte sich alda ein nettes Häuschen mit einem hübschen Bogenfenster angelaufen, das sie allein mit ihrer Magd bewohnte. Besagte Witwe forderte für Zimmer und Küche auf acht Wochen einen Mietzins von hundert Kronen und bemerkte darauf: „Bei mir ist überhaupt gar kein Biecherl im Haus! Dafür garantier ich! Und ich bin die gute Stunde selber! Die Betten wer'n alle vierzehn Tag frisch überzogen, und ausg'reiben wird alle acht Tag! Und die Sali triegt dafür ihr Trüngeld! Und das kleine Lusthäusl auf der linken Seit'n draußen im Garten, das gib ich aufs Quartier noch drauf!“

Da Zimmer und Küche tadellos eingerichtet und alles peinlich rein gehalten war, zog Herr Krautmayer würdevoll seine Brusttasche hervor und erlegte, um der Wohnung sicher zu sein, zehn Kronen als Angabe, worauf sich die Kontrahenten vergnügt die Hände schüttelten.

Der Herr Direktor hatte zwar nichts davon gesprochen, ein Angeld zu geben, aber sollte sehen, wie fehlt er sich in allem auf seinen Öffizial verlassen könne.

Darauf ging Herr Krautmayer nach Hause und schrieb einen vier Seiten langen Brief, worin er die Vorzüge der Schieberischen Wohnung in das beste Licht stellte, die Abwesenheit jeglichen Getiers anmerkte und zugleich mit überschwenglichen Worten seiner Freude Ausdruck gab, den gnädigen Herrn Direktor recht baldigst in dem anmutigen Fazenstein begrüßen zu können. Davon, daß er die Wohnung bereits gemietet, erwähnte er nichts.

Es überkam ihm nämlich bereits eine dunkle Ahnung, ob er etwas zu dienstefrig gewesen wäre, aber — !!

Hier brach Herr Krautmayer ab, denn er suchte vergeblich nach einer Begründung des Tatbestandes, wie es im Amtstitel heißt, und da es eben an der Zeit war, in den Finsterwald aufzubrechen, um Erdbeeren zu pflücken, quälte er sich damit nicht weiter, und draußen im Waldesrauschen entchwand ihm jede Besorgnis.

Das Antwortschreiben des Herrn Direktors traf beiläufig nach acht Tagen ein und lautete dahin, daß er dem Herrn Öffizial für seine Müherhaltung höflich dankte, daß seine Frau denn doch aber wieder Guggenhausen vorgezogen hätte, wo sie immer passenden Anschluß gefunden und seitens mit allem zufrieden gewesen sei.

Herr Krautmayer saß da, als ob ihm ein Simson eine Ohrfeige gegeben. Frau Krautmayer vergoss Tränen der Wut und Enttäuschung. Die Aussicht auf den Oberöffizial war wieder in nebelhafter Ferne gerückt.

Aber das gute Frauchen gewann alsbald wieder die Fassung und sagte: „Fürs erste, lieber Ottokar, gehst du jetzt zu dieser Schieber und holst die zehn Kronen Angabe. Und der Herr Direktor, — nun, der soll uns gern haben, und sie auch, die hochnäsige Madam! Haha! Keinen passenden Anschluß hätte sie hier gefunden! Da möcht einem doch der Schnee verbrennen! Als ob man nicht wüßt', daß's noch die häßte Haar, die sie am Kopf hat, beim Friseur schuldig ist! Ubrigens, ich hab' gleich vom Anfang auf das Geplausch des Herrn Direktors nicht viel gegeben! Wassermacherei — sonst nichts. Na, geh nur jetzt, lieber Ottokar!“

Der liebe Ottokar erhob sich mit einer wahren Leichenbittermiene und machte sich auf den Weg zu dieser Schieber.

Was hör' ich, Sie spähiger Herr! Sie woll'n die Angab zurück?! Aber geh'ns! Was geht denn das mich an, wenn der Herr Direktor nach Tripstrell geht und nicht herkommt! Sie haben mir die Angab geb'n und Sie müssen auch das Quartier zahlen! Gott sei Dank, ich war netto zweihundzwanzig Jahr Bäckermeisterin in der Stadt, mir machen Sie, Herr Öffizial hin, Herr Öffizial her, keinen blauen Dunst vor! Empfehl mich! Und wenn morgen die neunzig Kronen nicht da am Fensteroretti liegen, wern's meinen Advokaten lernen lernen!“

Trotz dieser furchterlichen Drohung ging Herr Krautmayer nicht von dannen, sondern brannte ein Redefeuervorfall ab, als dessen Schlusseffekt er eine „dumme Gans“ steigen ließ.

"Sali," schrie Jean Schieber ihrer Magd zu, „Sie haben die dumme Gans g'hort!“

„Na, wenn ich dassteh', werd' ich Ihnen doch hören!“

Die Wittib fragte, da die neunzig Kronen nicht ins Haus kamen, und Herr Krautmaier wurde sachfällig. Blutenden Herzens zählte er die Wiete für die Sommerwohnung des Herrn Direktors und lernte auch die Kostenrechnung des Advokaten der Frau Schieber kennen. Die dumme Gans nahm er zurück und rettete seine Unbescholtenheit.

Darauf schwur er in seiner grimmigen Art, ganz Felsenstein dem Erdboden gleich zu machen, die Schieber an einen Pfahl zu binden und langsam zu rösten, und sodann sich, seine Frau und seine zwei Jungen auf eine unmenschliche Art ums Leben zu bringen, — schließlich allen das „elendige“ Dasein.

Herr Didlinger wurde im Herbit Oberoffizial; und die Krautmacherschen verbrannten im Winter sämtliche Ansichtskarten von Felsenstein, die sie im Laufe der Jahre gesammelt und vereinst einmal dem Stadtmuseum schenken wollten. Und sahen den Hinterbauer nie wieder.

## Das Brot in Sprichwort und Sage.

Von Eugen Petersen.

**E**r ist golden Brot“, sagt man in Italien von dem, der ein lippiges Leben führt, und nicht etwa entstammt dieser Ausdruck der dichterischen Phantasie, sondern der Wirklichkeit, und zwar deshalb, weil man im vierzehnten Jahrhundert in den Häusern der Reichen Brot austrug, das mit dünnen Gold- oder Silberplättchen belegt war, denn das Brot an sich erschien den Verwöhnten als etwas Alltägliches, zu Gewöhnliches und Selbstverständliches, als daß es ohne kostbaren Schmuck der Tafel reicher Leute würdig gewesen wäre.

Ohne verwöhnt zu sein, haben auch wir das Brot bisher nicht so geachtet als heute und nicht die Worte beachtet: „Wer kein Brot hat, dem kommen viel Gedanken“. Wir haben ja Brot und werden es dank der Fürsorge von Staat und Gemeinden auch ferner haben. Aber gefragt haben wir uns wohl schon oft, wie es wäre, wenn wir einmal kein Brot hätten.

Denken wir einmal genau darüber nach. Manche Weisheit aus Sprichwörtern und aus der Sage wird uns Aufklärung geben. Philosophische Ausprüche aus Volksmund klingen uns entgegen, die beachtenswert für die heutige Zeit sind.

„Verteile so dein Brot, daß du nicht leidest not.“

Wenn wir uns an diesen Rat halten, so werden wir leicht den Aushungerungsplan unserer Feinde zuschanden machen. Sollten auch die Städte etwas spärlicher ausfallen, so troste man sich mit dem Trost der Väter: „Ein halbes Brot ist besser als gar keines.“

Das Kriegsbrot fällt wohl oft etwas schwarz aus, das schadet nichts. Das mundet wohl nicht so wie weißes Brot und scheint schon früher so gewesen zu sein; denn ein altes Sprichwort sagt: „Wenn ich weißes Brot habe, esse ich kein schwarzes.“ — „Der hat weißes Brot zuerst gegessen“, sagte man auch von jemand, dessen gute Zeiten hinter ihm lagen. Und will man zum Ausdruck bringen, daß man einem Großenden nicht durch besondere Freundschaft entgegenkommen braucht, so heißt es, wie Altwallstädt in seiner interessanten Plauderei über die Philosophie des Brotes erzählt: „Er muß beim schwarzen Brot wieder gut werden.“

Trotzdem soll man das weiße Brot leineswegs überschätzen haben, wie die nachstehenden Sprichwörter beweisen: „Man wird des weißen Brotes auch satt“ — oder: „Man ist solange weißes Brot, bis man nach dem schwarzen greift.“ Das letztere wird deshalb auch frästig in Schuß genommen: „Auch schwarzes Brot schütt vor dem Hungertod.“ — „Schwarzes Brot macht so satt wie weißes.“ — „Schwarzes Brot macht die Wangen rot“ usw.

Recht zeitgemäß ist auch eine andere alte Brotweisheit, nämlich die Warnung vor dem „frischgebädenen Brot“. Es schmeckt besser, ist jedoch ungesund, und mehr als an den Magen dentt man heute dabei an den Geldbeutel; denn es ist eine alte Erfahrung, daß „frisches“ Brot sich sehr schnell „verüst“. Deshalb heißt es auch, daß es ein Haas „öde“ machen kann, d. h. eine Familie, die es regelmäßig isst, kommt auf keinen grünen Zweig, sondern „verödet“, d. h. verarmt. — Das schwäbische Volk hat hiesfür ein lerniges Wort: „Mit dem neubädeten Brot kann man den Bauern auf Gant fressen.“ Man kann ihn also so weit

bringen, daß er sein Hab und Gut versteigern lassen muß. Eine alte Wahrheit haben also unsere Behörden beachtet, als sie den Verkauf neubädeten Brotes untersagten. Das Brot will aber auch geachtet werden. Dem alten Reim: „Wer den Pfennig nicht ehrt, ist des Tales nicht wert“, entspricht der nachstehende: „Wer das Stücklein Brot nicht ehrt, der ist auch den Laib nicht wert.“

In Schwaben heißt's: „Das Stücklein Brot, das auf den Erdboden gefallen ist, solle man küssen“, um es gleichsam zu versöhnen, es für die Unachtlosigkeit, mit der man es behandelt hat, um Verzeihung zu bitten. Ebenso veranlaßte einst der berühmte Paracelsus einen Gastwirt dazu, den Pfennig zu küssen, den dieser hatte fallen und achtslos liegen lassen. „Küß den — Pfennig“ heißt seitdem, wie Altwallstädt berichtet, seit jener Zeit das Wirtshaus.

Das Brot, das Schweiß kostet, erarbeitet werden muß, das weint, wenn es unmöglich gegessen wird. Das Brot, das man am meisten achten soll, wenn es am wohlschmecken ist, sagen die Litanier,

das liebe, tägliche Brot verlangt noch andere Rücksicht: „Man soll es nach dem Vollsglauben nicht auf seine gewölbte Seite legen“, es darf „nicht in die Stube seien“, d. h. mit dem Abschnitt nicht über den Tischrand schauen.

Das Sprichwort sagt: „Wer das Brotrumm schneidet, hat an dem Tag schon gelogen, wer das Brot nicht eben schneiden kann, kann auch nicht eben tanzen.“

Das Brotschneiden erfordert eine gewisse Geschicklichkeit. Und weil „Geschick“ und „Glück“ sich reimen und weil eine geschickte Behandlung des Brotes auch auf eine ordentliche Lebensführung schließen läßt, so prophezeit man dem, der die Kunst des Brotschnittes versteht, Reichtum. „Schneidet das Brot gleich, dann werdet ihr reich“, sagt man im Erzgebirge und fügt hinzu: „Schneidet ihr über die Quer, so geht auch alles quer.“

Auch heißt es an anderer Stelle: „Wer will werden reich, der schneidet das Brot sein gleich“, was damit erklärt wird, daß ein Hausherr verarmen muß,

der es duldet, daß „seine Kinder und sein Gesinde nur nach ihrem eigenen Gefallen das liebe Brot berüppen und verässteln und unordentlich davon schneiden, daß zuweilen die Linde um und um abgeschnitten wird und nichts als die Brose liegt bleibt, welche hernach gemeinlich verschimmelt und aufs höchste den Schwestern zuteil wird“.

„Gold finden“, d. h. reich werden soll nach altem Spruch auch derjenige, der schimmeliges Brot zu verschmauen nicht verschmäht. Ihm wird hohes Alter vorausgesagt, eine helle Stimme sei ihm eigen, leuchtende Augen und weiße Zähne.

Nun, schimmeliges Brot wird man heute kaum irgendwo finden. Doch aber wird uns die „Brotlehrte“ noch interessieren: „Fremder Leute Brot ist den Kindern Semmel“, hierunter kann man auch Kuchen oder Zuder verstehen.

Denken wir bei diesem Worte heute nicht an gewisse große Kinder, denen alles fremdländische begehrts- und beachtens-, ja nachahmenswert erscheint, und die das Heimatliche dem Fremden hintenansetzen? In den kommenden Tagen wird man hoffentlich anders denken und erst sorgsam prüfen, ob es auch immer Semmel und Kuchen ist, was über die Grenzen in die Heimat geführt wird und uns den Geschmack heimischen Brotes verleiden will.

Und zeitgemäß als je ist auch heute das Wort: „Das Brot, das man verzehrt, findet man wieder.“ Heute heißt es: „Spar Brotmarken und ihr selbst werdet die Segnungen eines ehrenvollen Friedens genießen.“

Wohl mancher Haussitz wird diese Forderung zu hoch und zu streng erscheinen. Gerade das Brot, das so knapp ist, soll man sich versagen? — Auf solch’ kleinkindige Frage gibt eine deutsche Sage eine treffliche Antwort:

„Es war einmal eine Hungersnot. Da hatte das edle Fräulein von Lichtenstein auf Redarhausen ein einziges Brot nur noch im Hause. Ein Bettler kam und bat sie um ein Stücklein. Barmherzig war sie bisher nie gewesen. Vom Überflusse hatte sie stets und freudig gegeben. Aber vom letzten, vom allerletzten Brotaib, den sie selbst bezahlt, das schien ihr doch zu viel verlangt. Nach kurzem Zaudern hieß sie den Bettler gehen. Ein Stündlein später gedachte sie ihren eigenen Hunger zu stillen, doch siehe, der Brotaib war zu Stein geworden. Beschämmt erkannte das edle Fräulein den Zorn des Himmels und ließ das steinerne Brot sichtbarlich einnauern in die Wand einer Kapelle, künftigen Geschlechtern zur Warnung.“



Brotzeitbild.

Wo ih van amore Radouen zum Radenauhangen?

## ○ wär' der Frühling doch vorbei!

Mir tut der junge Lenz so weh,  
Das frische Grün an Busch und Baum.  
Das Amselfeld im Blütenzweig,  
Der ganze junge Frühlingsraum.

Im fernen Frankreich liegt ein Grab,  
Darin schlummert einsam und allein  
Einer, den heiß geliebt ich hab',  
Wie kann's für mich da Frühling sein?

Kun' find' ich nimmer Rast, noch Ruh',  
Mir flingt der eine Sehnsuchtschrei  
Im tiefsten Herzen immerzu:  
O wär' der Frühling doch vorbei!" Johanna Weistrich.

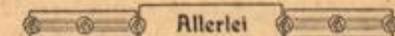


## Unsere Bilder



**Oberleutnant v. Brandis** (links auf demilde), der erste Ertürmner Douaumonts, welcher vom deutschen Kaiser für die hervorragende Tat, mit seiner Kompanie in Douaumont zuerst eingedrungen zu sein, den Orden "Pour le mérite" erhielt. Neben dem Helden seine Brüder, die, wie er, auf dem Felde der Ehre verwundet wurden.

**Ein Meggergejelle, Ritter des Eisernen Halbmondes.** Karl Heuzeroth aus Deutsch-Oth (Lothringen) erhielt die Auszeichnung für sein überaus tapferes Verhalten bei Anaforta (Gallipoli).



**Beweisen.** Richter: "Welchen Beweis haben Sie dafür, daß der Mann betrunken war?" — Schuhmann: "Er hielt sein Auto vor einer Pferderänke an."

**Höchstpreise im Mittelalter.** Das Mittelalter, deinen stürmischen, bewegte Zeiten der unerträglichen gleichen, hatte mit den jetzigen Zuständen auch in jenseitiger Ähnlichkeit, als die einzelnen Städte, genau wie das ganze deutsche Wirtschaftsgebiet heutzutag, vollkommen abgeschlossen waren, wenn ein Krieg ausbrach. Dies führte zur Einrichtung von Höchstpreisen für die Hauptnahrungsmittel. Die Chroniken erwähnen immer wieder, wie hoch der Preis von der Behörde angezeigt wurde. So durfte z. B. ein Bäcker „für 12 Semmel mit mir wie 10 Pfennig nehmen“. Ebenso war es mit Mehl, Kraut und dergl. der Fall. Fr.

**Edelmit.** Mehrere Edelleute fanden einstmals in Gegenwart Lord Bolingbroke's den schauderhaften Geiz des verstorbenen Herzogs von Marlborough. Sie erzählten einige bezeichnende Sätze seines Geizes und riefen Bolingbroke zum Zeugen auf. Dieser sagte, obwohl er fests ein heftiger Widerläufer des Herzogs gewesen: „Marlborough war ein so großer Mann, daß ich alles Kleine an ihm gänzlich vergessen habe.“ R.

**Sheridans Grokmutter.** Der spätere englische Staatsmann Sheridan, Sohn eines Schauspielers, begann seine Laufbahn als Lustspieldichter. Obgleich ihm dabei ein solch klassisches Meisterstück gelang wie das Lustspiel „Die Lästerschule“, befand er sich in dieser Periode seines Lebens doch in andauernder Geldnot. Aus solcher befreite ihn einst die Einladung eines reichen Lords auf sein Landgut. Sheridan genoß eine törichte Zeit der Sorglosigkeit und vorzüglicher Versiegung und erwies sich als das belebende Element der ganzen Gesellschaft, die sich auf der Besitzung seines vermögenden Onkels zusammengefunden hatte. So, als die Zeit des Abschiednehmens nahe rückte, fiel es ihm schwer aufs Herz, daß ja dabei die ganze zahlreiche Dienerschaft des Gastgebers ein reichliches Trinkgeld von ihm erwarten würde, war er doch lange Wochen hindurch zu Gast gewesen! Und sein ganzer Reichtum bestand in einem vereinfachten Sixpencestück (= 50 Pfennig)! Er war aber nicht umsonst Lustspieldichter und wendete diesmal seine Erfindungsgabe im eigenen praktischen Interesse an. Er ging in eine benachbarte Stadt und ließ sich bei einem Bantier unter einem scherhaftem Vorwand sein letztes Silberstück in lauter funkelnden Kupferpfennige umwechseln. Als er dann abreisen wollte, mußte er zwar, wie er ja im Voraus gewußt hatte, die gesamte Dienerschaft passieren, die sich auf der breiten Freitreppe aufgestellt hatte, an deren Fuß die Equipage des Lords seiner barre, es floß ihm aber kein Grauen mehr ein. Mit ebensoviel Würde wie Deutseligkeit griff er in die Tasche und reichte jedem ein blickendes Goldstück hin, das als ein Goldstück erschien, und das jeder daher mit unterläufiger Verneigung im Empfang nahm. Der Anstand erlaubte es ja nicht, daß die Leute sich folglich von dem Wert der ihnen zugestellten Münze überzeugten. Bevor jedoch Sheridan unten angelangt war, hatte der auf der obersten Stufe stehende Schloßverwalter einen verstohlenen Blick auf das vermeintliche Goldstück geworfen und den wahren Talbestand entdeckt. Empört eilte er die Treppe hinab, wiewohl die Last der Jahre ihm sonst keine Eile mehr erlaubte, und kam eben noch rechtzeitig, um dem in den Wagen steigenden das glitzernde gelbe Goldstück unter die Nase zu halten und ihn dringlich fragen zu können: „Sie haben sich wohl geirrt, mein Herr?“ — Ohne im geringsten in Verlegenheit zu geraten, ohne auch nur einen Blick auf die beanstandete Münze zu werfen, erwiderte der erfundungsreiche Dichter herablassend: „Nein, mein Freund, ich habe mich nicht geirrt. Ich gebe nie weniger. — Fahren Sie zu, Kutscher!“ G. D.

überfelsch auch sehr nützlich gewesen, wenn seine herkömmliche Arbeitssort und seine alles umfassende Geschicklichkeit erhalten geblieben wären. Nun er aber

nicht fein, sans Deutschland, was die Erziehung betrifft, über einen Raum zu scheren, dazu sind die Verhältnisse in den verschiedenen Landesteilen

**Öffnungen und Balkan-Kriegsschauplatz.**  
Reine besondere Ereignisse.

**Überste Stromleitung.** Mittler durch das M.Z.B.



Gut gegeben.

"Herrgott, Toni, du auch hast aber ichs tanzt' flatterf, bei die möcht' i a in der Pfleg' lei!"

"Aix' z' macha, Herr Oberförster, i versch' mi bloß auf die Kubzucht, mit du Ochsen kann i net umgehn!"

und binde die Deckenzipfel damit fest. — Endlich sollte man stets unter die Perlmuttköpfe der Steppdecken einen gleich großen Hornknopf auf der Rückseite der Decke befestigen, damit keine Löcher eintreten können oder die praktischen Durchstichsklöpfe verhindern. M. Kn.

**Kellerschächte und Kellertüren** sind tagsüber jetzt schon sorgfältiger zu schließen; das Eindringen unnötiger Wärme kann dem Wein, besonders dem unreifen, von Nachteil werden.

**Alter Mauerschutt** wirkt besonders günstig auf die Fruchtbarkeit der Pflanze ein, namentlich aber wenn der Boden nass oder schwer ist.

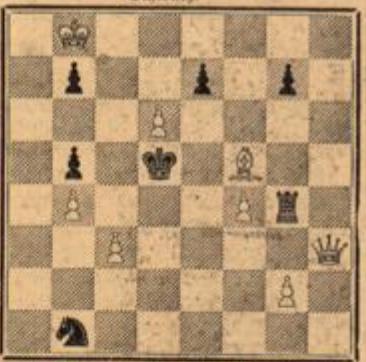
### Ausgabe.

1	3	2	11				
12	15	3	2	11			
14	2	11	4	15	3	2	8
2	16	17	3	5	11	13	10
1	2	3	4	5	6	7	8
16	17	13	13	7	18	2	8
14	3	7	8	8	7	3	6
16	17	9	2	11			5
8	10	2					4
							11

Statt der Zahlen, legt man passende Buchstaben, das in den waggeraden Reihen folgende Bezeichnungen enthalten: 1) Ein Konsonant. 2) Römische Göttin. 3) Orient. 4) Perlon aus dem griech. Mothos. 5) Indogrupe im indischen Ocean. 6) Statt befestigte Meerenge am ägyptischen Meer. 7) Schlacht in Tirol aus Kaiser Maximilians Zeit. 8) Berühmter österreichischer König. 9) Serbischer König. 10) Biblische Person. 11) Konsonant. — Die mittelste senkrechte und mittlere waggerade Reihe bezeichnet das gleiche, nämlich eine viel genannte Meerenge. W. Swangoberg.

### Problem Nr. 153.

Von J. G. Dunkl. (Deutsche Schachzeit. 1915. Schwarz.)



Weiß: Kb8; Dh3; Lb4; Bb4, c3, d6, f4, g2.

Schwarz: Kd5; Tg1; Sb1; Bb5, b7, e7, g7.

### Auslösungen aus voriger Nummer:

Des Logos: Ihr, Ihr, Ihr. — Des Silberträfers: Lieben, Bütgen, Liebenbürgen. Des Bilderräters: Mithra ist eine schwere Rüstung, die nicht hindern kann als schützen.

Alle Rechte vorbehalten.

Verantwortliche Schriftleitung von Ernst Pleissner, gebraucht und herausgegeben von Greiner & Pleissner in Stuttgart.